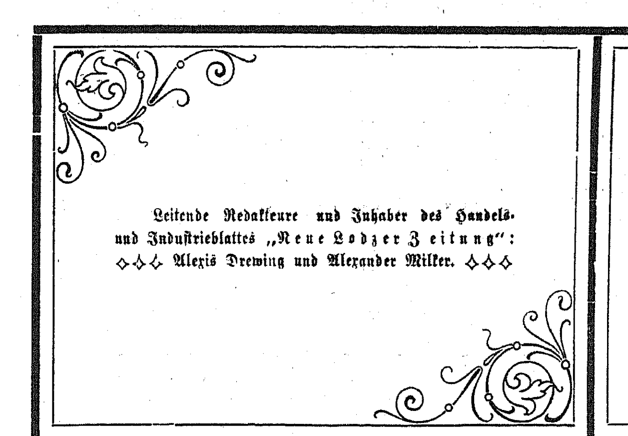
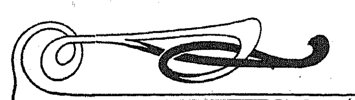


Leitende Redakteure und Inhaber des Handels- und Industrieblattes „Neue Lodzer Zeitung“: ◇◇◇ Alexis Drewing und Alexander Milker. ◇◇◇

Illustrierte Sonntags-Beilage zur № 114 des

Handels- und Industrieblatt
Neue Lodzer Zeitung

№ 11. — Sonntag, den 25. Februar (10. März) 1907.



Ein Taugenichts.

****
Von Janotus.



Horatschek ist bereits gestorben. Er war auf der ganzen Kleinseite bekannt und niemand bedauert seinen Tod. Auf der Kleinseite kennt überhaupt ein jeder den anderen sehr gut, und als Horatschek starb, sagte sich ein jeder, daß es so recht ist, da dadurch seiner guten Mutter eine Erleichterung geschaffen würde — und außerdem soll er ein „Taugenichts“ gewesen sein. Wie in dem Verzeichnis Verstorbener vermerkt war, starb er plötzlich im Alter von fünfundzwanzig Jahren; in dem Verzeichnis war sein Charakter nicht angegeben, und wie der Herr Provisor in der Apotheke recht witzig bemerkte, hat ein Taugenichts überhaupt keinen Charakter. Natürlich, wenn der Herr Provisor gestorben wäre! Ueber ihn und von ihm wußte niemand etwas! Die Leiche Horatscheks war mit anderen Leichen aus der Gemeindekapelle geführt — „wie das Leben, so das Ende,“ sagte der Herr Provisor in der Apotheke — und hinter dem Wagen schritt ein kleiner Haufe, meistenteils aus festtäglich gekleideten und dadurch noch mehr auffälligen Bettlern. In dem Haufen gehörten nur zwei Menschen zur Begleitung Horatscheks, die alte Mutter und ein sehr elegant gekleideter junger Herr, welcher dieselbe führte. Er selbst war bleich, sein Gang wankend und unsicher, ja es schien, daß er zeitweilig fieberhaft zitterte. Die Leute auf der Kleinseite beachteten die Mutter kaum.

Weinte sie, dann geschah es deshalb, daß sie eine Erleichterung empfand oder überhaupt als Mutter, vielleicht auch vor Freude; der junge Herr jedoch war wohl aus einem anderen Stadtbezirk, denn diesen kannte niemand. „Der Aermste, er hätte selbst eine Stütze nötig! Jedenfalls geht er der alten Horatschek zuliebe mit! — Wie? Vielleicht sein Freund? — Ach, wer möchte sich zu dem öffentlich Geschmähten bekennen! Auch hatte Horatschek schon von Kindheit an keine Freunde, er war immer ein Taugenichts! Die arme Mutter!“ — Die Mutter weinte am Wege herzzerreißend, dem jungen Mann rollten große Tränen die Wangen herab, trotzdem, daß Horatschek schon von Kindheit an ein Taugenichts war.

Horatscheks Eltern besaßen einen Hökerladen. Es ging ihnen nicht schlecht, denn es geht selten einem Höker schlecht, wenn er seinen Verkaufsladen in der Umgebung armer Leute aufschlägt. Mit dem kleinen Gelde für Holz und Kohle, Schweinefett und dergleichen kommt es langsam ein, dafür jedoch ist es eine sichere und bare Einnahme und die Schulden werden regelmäßig bezahlt. Di· Horatschek hatte auch Gönnerinnen unter den Beamtenfrauen und diese priesen ihre schmackhaften Fette. Sie nahmen deren viel ab, da sie erst am ersten zahlten.

General Lenewitsch.

(Text S. 86.)

Ihr Söhnchen Franz war fast drei Jahre alt und trug noch Mädchenkleidung. Die Nachbarinnen behaupteten, daß es ein häßliches Kind ist. Deren Kinder waren alle bedeutend älter und Franz hatte kaum den Mut, mit ihnen zu spielen. Einst verspotteten die Kinder einen Juden. Franz war unter ihnen, spottete jedoch nicht; der Jude lief den Kindern nach und erwischte Franz, welcher nichts getan hatte, und schleppte ihn schimpfend zu den Eltern. Die Nachbarinnen waren fast entsetzt, welch ein Taugenichts Franz bereits ist.

Die Mutter erschrak und beriet sich mit dem Vater.

„Schlagen werde ich ihn nicht, unter den Kindern jedoch könnte er verwildern, da wir keine Aufsicht über ihn üben können; wollen wir ihn daher in eine kleine Schule geben!“

Franz erhielt Beinkleider und ging weinend in die Schule. Dort saß er zwei Jahre. Als Lohn für sein ruhiges Betragen bekam er im ersten Jahre bei der Jahresprüfung einen Kipfel (ein Weißbrot), das zweite Jahr hätte er ein Bildchen bekommen, doch diese Auszeichnung kam nicht zustande. Den Tag vor der Prüfung ging er mittags nach Hause und mußte an dem Hofe des reichen Gutsbesitzers vorüber. Vor dem Hause lief in der ziemlich stillen Gasse das Geflügel umher und Franz hatte sich schon häufig bei dem Anblick desselben recht herzlich gefreut. Heute promenierten daselbst einige Truthühner, welche Franz noch nie vorher gesehen hatte. Er blieb stehen und blickte sie verwundert an. Es dauerte nicht lange und er saß bereits unter denselben und führte richtige Gespräche mit ihnen. Er vergaß das Mittagessen und die Schule,

und als die Kinder nachmittags klagten, daß Franz mit den Trut-hühnern spielt und die Schule versäumt, schickte der Lehrer das Dienstmädchen nach ihm, daß es ihn hole. Bei der Prüfung bekam Franz nichts und der Herr Lehrer sagte seiner Mutter, er möge strenger gehalten werden, da er bereits ein fertiger Taugenichts ist.

Tatsächlich war Franz ein großer Taugenichts! In der Pfarrschule saß er neben dem Sohne des Herrn Inspektors und auf dem Nachhausegehen schritten sie, sich an der Hand haltend, neben einander. Beim Inspektor spielten sie miteinander, Franz durfte das jüngste Kind wiegen und erhielt dafür zum Vesperbrot den Kaffee in einer weißen Tasse. Das Söhnchen des Herrn Inspektors besaß stets schöne Kleider und einen weißen, stark gestärkten Kragen, Franz besaß reine, jedoch geflickte Kleidung; im übrigen fiel es ihm gar nicht ein, daß er anders als des Inspektors Sohn gekleidet ist. Einst blieb der Lehrer, nach der Schule, bei den beiden Jungen stehen, streichelte die Wangen des Herrensöhnchens und sprach: „Siehst Du, Konrad, welch netter Junge Du bist, daß Du Deinen Kragen vor Schmutz zu bewahren verstehst! Bestelle dem Herrn Vater einen schönen Gruß!“

„Ja“, erwiderte Franz.

„Mit Dir spreche ich nicht, Geflickter!“

Franz konnte nicht sofort begreifen, weshalb der Herr Lehrer seiner geflickten Kleidung wegen seinem Vater keinen Gruß bestellen lasse; er ahnte aber trotzdem einen Unterschied zwischen dem Sohne des Herrn Inspektors und sich selbst und schlug diesen dafür. Er wurde als unverbesserlicher Taugenichts aus der Schule ausgewiesen. Die Eltern brachten ihn in eine deutsche Schule. Franz verstand fast kein einziges Wort deutsch; infolgedessen schritt er in den Wissenschaften langsam vorwärts. Die Lehrer hielten ihn für nachlässig, obwohl er sich genug mühte, für unmoralisch, da er sich stets wehrte, wenn ihn die anderen Jungen quälten und er sich wegen seinen Raufereien nicht in deutscher Sprache rechtfertigen konnte. Die Jungens hatten auch tatsächlich Stoff genug, ihn zu reizen. Jeden Moment hatte er irgendeinen komischen Sprachfehler gemacht, und auch sonst gab er genug Gelegenheit zum Spotte. — Ein Hauptvergnügen bereitete es ihnen, als er einst in die Schule kam und sich auf seiner flachen, grünen Mütze ein fingerdicker, wagerecht abstehender Schirm befand. Sein Vater war deshalb eigens in die Stadt gefahren, um ihm etwas Besonderes zu kaufen. „Das wird Dir nicht brechen, und vor der Sonne bist Du auch geschützt“, sagte er zu Franz,“ indem er den Schirm annähte, und dieser dachte, daß er tatsächlich etwas Schmuckes besitzt und schritt stolz zur Schule. Ein endloses Gelächter begrüßte ihn, die Jungen sprangen um ihn herum und legten ihm den Spottnamen Pfostner zu. Franz zerschlug einem von ihnen mit dem Schirm die Nase, bekam dafür eine „1“ fürs Betragen und hatte zu tun, daß man ihn im Gymnasium aufnimmt. Seine Eltern wollten alles opfern, damit etwas aus ihrem Sohne wird, und er es einst nicht so schwer wie sie hat, sein Brot zu erwerben. Die Lehrer wie auch die Nachbarn redeten es ihnen aus und motivierten es damit, daß er keine Anlagen besitzt, außerdem ein Taugenichts sei. Sogar bei den Nachbarn besaß er dieses Renommee. Er hatte ein besonderes Unglück mit diesen, obwohl er nichts Schlechteres und nichts mehr, als ihre Kinder, tat. So oft er auf der Gasse Ball spielte, flog ihm derselbe sicher in eines der offenen Fenster und wenn er unter dem Tore mit seinen Genossen Klötzchen spielte, zerschlug er ganz bestimmt die Lampe unter dem Kruzifix, obwohl er aufs vorsichtigste spielte.

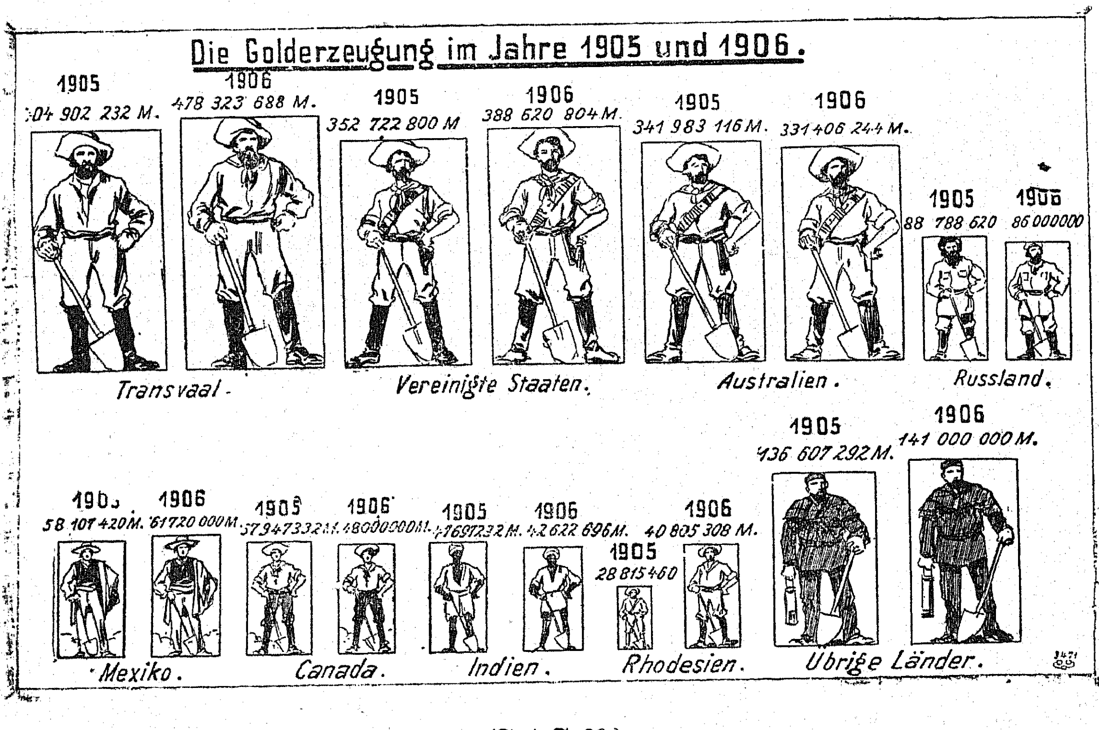


(Text S. 86.)

Franz, welchen man nun Horatschek nannte, lernte doch auf dem Gymnasium. Man kann nicht behaupten, daß er mit überaus großem Fleiße seine Schularbeiten machte, denn diese waren ihm bereits in der deutschen Schule zuwider und seine allgemeinen Fortschritte waren nur so weit, daß er von Jahr zu Jahr ohne große Schwierigkeiten vorwärts schritt; dafür aber lernte Horatschek desto mehr Sachen, welche nicht zur Schule gehörten. Er las aufs fleißigste, was ihm nur in die Hände kam und hatte sich auf diese Weise bald mit der Literatur in den fremden Sprachen bekannt gemacht. Sein deutscher Stil war in Kürze sehr fließend — die einzige Vorzugszensur, welche ihn im ganzen Gymnasium nicht verließ — und seine Aufsätze wiesen gute Gedanken und eine schöne Sprache auf. Einst behauptete sein Lehrer, daß sein Stil so poetisch ist, daß er fast demjenigen Herders gleicht. Man nahm Rücksichten, und wenn er in anderen Gegenständen nicht viel wußte, so hieß es, daß er ein großes Talent besitzt, jedoch ein Taugenichts sei. Ein Talent jedoch zu hemmen, fanden sie keinen Mut und Horatschek schlüpfte auch durch die letzte ausschlaggebende Prüfung hindurch.

Er wurde Student der Rechtswissenschaft aus Mode und weil sein Vater einen Beamten aus ihm wünschte. Horatschek besaß nun noch mehr Zeit zum Lesen, und da er zu jener Zeit auch glücklich liebte, begann er selbst zu schreiben. Seine ersten Versuche brachten Zeitschriften im Druck und die ganze Kleinseite war sehr aufgebracht, daß er ein Literat ist, in der Zeitung und dazu noch tschechisch schreibt. — Man sagte voraus, daß es nun bald bergab mit ihm geht und als sein Vater starb, wußten sie mit Gewißheit, daß er aus Kummer über den Sohn, den Taugenichts, gestorben war.

Die Mutter gab ihr Hökergeschäft auf. In kurzer Zeit ging es ihnen schlecht, und Horatschek mußte trachten, um etwas zu



(Text S. 86.)

verdienen. Stunden zu erteilen verstand er nicht, außerdem wollte ihn niemand zum Hauslehrer nehmen. Sehr gerne hätte er sich nach einem Dienst umgesehen, war dazu jedoch nicht sofort entschlossen. Lust zum weiteren Studium fehlte ihm zwar nicht, doch die Rechtswissenschaft ist eine ziemlich trockene Nahrung und er besuchte das Kolleg nur aus Langeweile. Schon zu Beginn seiner Rechtsstudien hatte er sich vorgenommen, daß er in jeder Stunde, welche er besuchen wird, ein Epigramm schreibt. Er begann damit, es ging jedoch schlecht.

Der eigentliche Hemmschuh war seine Liebe. Ein schönes, edles Mädchen entbrannte in reiner Liebe zu ihm und ihre Eltern zwangen sie zu keinem anderen Freier, obwohl es deren massenhaft gab. Das Mädchen wollte auf Horatschek warten, bis er seine Studien beendet und eine anständige Stellung erhält. Bei dem Dienste, welcher sich Horatschek bot, gab es zwar sofortige Gage, jedoch keine Aussicht für die Zukunft. Horatschek begriff sehr wohl, daß sein Mädchen mit ihm keine Zukunft hätte; der Not wollte er sie nicht opfern. Er dachte, daß er sie viel weniger liebt, als es tatsächlich der Fall war und hatte sich daher vorgenommen, ihr zu entsagen. Direkt wollte er nicht zurücktreten, dazu besaß er nicht den Mut, er wollte abgewiesen, fortgestoßen werden; es war eine unbegreifliche Sehnsucht, in unverdientem Schmerz zu wühlen.

Der Prager Hradschin.
(Text S. 87.)

Bald fiel ihm ein Mittel ein. Er schrieb einen anonymen Brief, entstellte seine Handschrift und erzählte die nichtswürdigsten Sachen von sich und schickte den Brief den Eltern des Mädchens zu. Die Tochter glaubte dem Denunzianten nicht, der Vater jedoch war vorsichtiger, fragte bei den Nachbarn Horatscheks nach, und da hörte er, daß dieser schon seit seiner Kindheit ein Taugenichts ist. Als Horatschek nach einigen Tagen zu Besuch kam, flüchtete das weinende Mädchen in das Nebenzimmer und er selbst wurde in höflicher Weise aus dem Hause gewiesen. Das Mädchen heiratete nach kurzer Zeit, und auf der Kleinseite ging das Gerücht, daß Horatschek wegen einer Nichtswürdigkeit aus dem Hause gewiesen wurde.

Erst jetzt zog sich sein Herz in Weh zusammen; er hatte die einzige Person verloren, bei welcher er Liebe fand und konnte seine eigene Schuld daran nicht leugnen. Er verlor seinen Mut, sein neuer Beruf widerte ihn an und er begann zusehends dahinzuwelken. Seine Nachbarn wunderte das gar nicht, es sollten angeblich die Folgen leichtsinnigen Lebens sein.

Seine jetzige Beschäftigung fesselte ihn an ein Privatkontor. Trotz seiner Unlust arbeitete er fleißig, und sein Prinzipal gewann bald das größte Vertrauen zu ihm; auch Geld vertraute er ihm an, wenn solches fortgetragen werden mußte. Er hatte auch Gelegenheit, sich die Gunst des Sohnes des Prinzipals zu erwerben. Einst wartete dieser auf ihn, als er fortging.

„Wenn Sie nicht helfen, Herr Horatschek, muß ich mich ins Wasser werfen und dem Vater Schande verursachen, um der eigenen zu entgehen. Ich habe eine Schuld, welche ich heute auf jeden Fall begleichen muß. Mein Geld erhalte ich erst übermorgen und weiß mir nun keinen Rat. Sie bringen Geld zu meinem Onkel — vertrauen Sie mir dasselbe vorläufig an, übermorgen wird es sich ausgleichen. Der Onkel wird den Vater nach dem Gelde nicht fragen!"

Der Onkel fragte aber dennoch, und am nächstfolgenden Tage las man in der Zeitung: „Ich fordere alle, welche mit mir in Verbindung stehen, auf, Horatschek kein Geld anzuvertrauen, da ich ihn wegen Ehrlosigkeit entlassen habe." — Nicht einmal die Nachricht, daß es in einem anderen Stadtbezirk brennt, hätte die Kleinseite so interessiert, wie dieses.

Horatschek verriet den Sohn seines Prinzipals nicht; er kam nach Hause und legte sich, unter dem Vorwande von Kopfschmerzen, auf sein Bett.

Der Armenarzt kam am folgenden Tage in sonderbares Sinnen versunken zu der üblichen Stunde in die Apotheke.

„Der Taugenichts ist also tot?" fragte der Herr Provisor lächelnd.

„Horatschek? — nun ja!"

„Woran ist er gestorben?"

„Nun — — — meinethalben können wir schreiben, daß ihm plötzlich ein Gehirnschlag ein jähes Ende bereitet hat."

„So! — Es ist noch gut, daß der Taugenichts keine Schulden für Medikamente machte!"

„Herold."

Opfer des Meeres in den Jahren 1905 u. 1906.

Verunglückt sind:

a. Durch Stranden. 1905: 165 Dampfer, 297 Segler. 1906: 167 Dampfer, 324 Segler.

b. Durch Zusammenstoss. 1905: 44 Dampf., 53 Segler. 1906: 41 Dampfer, 58 Segler.

c. Verschollen. 1905: 33 Dampf., 53 Segler. 1906: 13 Dampf., 45 Segler.

d. Gesunken, gekentert oder verlassen. 1905: 46 Dampfer, 102 Segler. 1906: 46 Dampfer, 123 Segler.

e. Beschädigt. 1905: 30 Dampfer, 68 Segler. 1906: 27 Dampfer, 92 Segler.

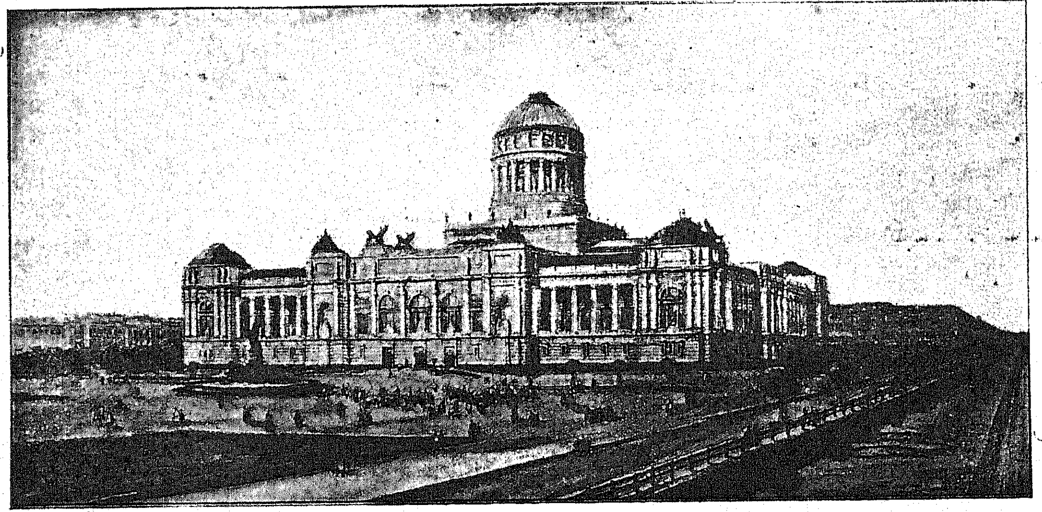
(Text S. 87.)

Zu Paul Gerhardts 300-stem Geburtstage.



Paul Gerhardt und sein Geburtshaus in Gräfenhainichen.

Am 12. März ds. Jahres feiert die evangelische Welt die 300. Wiederkehr jenes Tages, da ihm der größte geistliche Liederdichter aller Zeiten, Paul Gerhardt, geschenkt wurde. Mit seinem Sang ist er eingedrungen in tausende von Menschenherzen und hat sie bewegt in frohen und ernsten Stunden. Er schlug Töne an, die jedem, der sie vernimmt, mit sich fortreißen, die Jahrhunderte überdauerten und noch überdauern werden. Es ist daher eine Pflicht der Dankbarkeit, sein Lebensbild wieder einmal an unserem Auge vorüberziehen zu lassen und die Erinnerung daran wachzurufen, welch ein Schatz von Poesie er uns bescherte. Paul Gerhardt wurde 1607 zu Gräfenhainichen bei Wittenberg in Sachsen geboren, als Sohn des dortigen Bürgermeisters, also gerade in der Zeit, als der 30jährige Krieg seine Schatten vorherwarf. Seine Jugendjahre fielen in die Kriegszeiten hinein und das schwere Schicksal, das auch Vaterhaus und Heimat hatten, haben wohl dazu beigetragen, das Innere des Knaben so zu festigen, daß er bis zu seinem Tode als strenger Lutheraner sogar gegen den Landesherrn sich aufzulehnen wagte. Seine Studienzeit sowie die Zeit seiner Tätigkeit als Hauslehrer und Propst in Mittenwalde waren die Jahre, in denen seine dichterische Ader sich am meisten betätigen konnte. Aus dieser Zeit stammen die prächtigen Lieder: „Befiehl du deine Wege", „Nun ruhen alle Wälder", „O Haupt voll Blut und Wunden." Späterhin wurde er in die Streitigkeiten verwickelt, welche die von der brandenburgischen Regierung beabsichtigte Verschmelzung der Lutheraner mit den Reformierten zu der heutigen evangelischen Kirche nach sich zogen. Seine Lieder gehören zu den besten deutschen Dichtungen des 17. Jahrhunderts. Gar viele fanden in Paul Gerhardt's Klängen einen Trost in trüben Stunden, einen Halt in Augenblicken der Anfechtung und wurden stark gemacht zum Ausharren bis ans Ende. So ward er zum Segen für manchen durch seine Töne, die geboren sind aus frommstem Gottesglauben. Dankbare Erinnerung begleitet zweifellos den Tag, an dem er vor dreihundert Jahren das Licht der Welt erschaut und auch an äußerlichen Ehrungen wird es nicht fehlen. So beabsichtigt man in Gräfenhainichen, der Geburtsstadt des Dichters, ein „Paul Gerhardt-Gedenkhaus" zu errichten, eine Heimstätte für christliche Liebestätigkeit, in der die Gemeinde Diakonie ihren Stützpunkt haben soll. Die Mittel zum Auf des Bauplatzes stellte die Kommune bereitwilligst zur Verfügung. Obenstehendes Bild bieten wir den geschätzten Lesern zur gefälligen Ansicht.

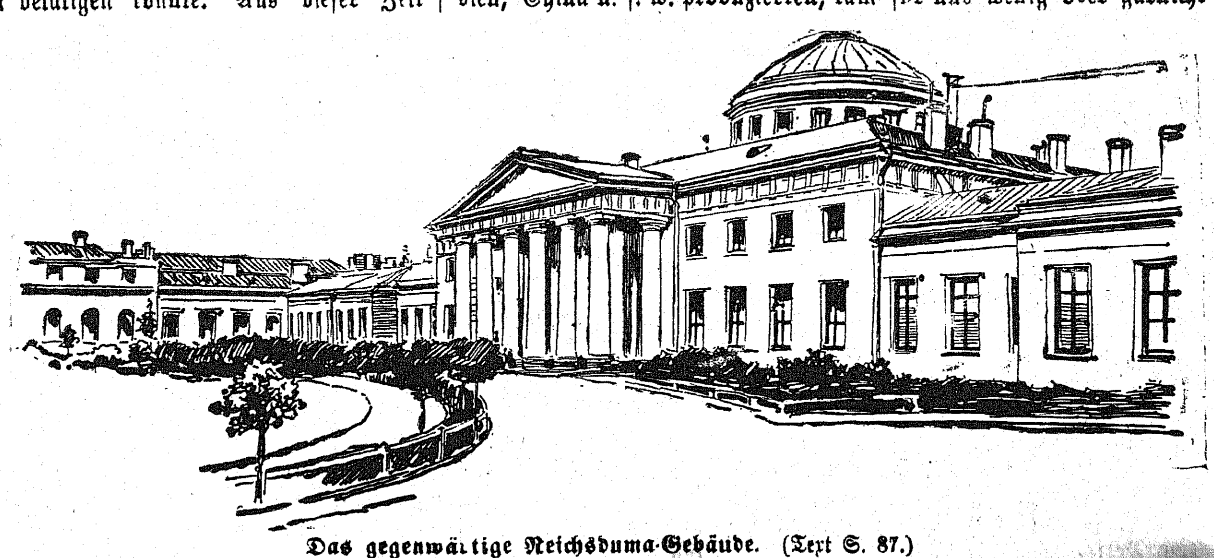


Preisgekröntes Projekt des Gebäudes zur Reichsduma.
(Text S. 87.)



Lodz und die kaukasische Baumwolle.

Zur Genüge ist es bekannt, wie unendlich viel Kapital, Mühe und Arbeit es gekostet, die Baumwollenkultur im russischen Reiche einzuführen, um die einheimische Industrie, bezüglich dieses unentbehrlichen Rohproduktes, wenigstens einigermaßen von der amerikanischen Abhängigkeit zu befreien. So lange wir nach keine eigenen Baumwollenplantagen besaßen, war die gesamte Baumwollenindustrie Rußlands den Amerikanern quasi auf Gnade und Ungnade überantwortet, denn was Aegypten, Griechenland, die Türkei, Indien, China u. s. w. produzierten, kam für uns wenig oder garnicht



Das gegenwärtige Reichsduma-Gebäude. (Text S. 87.)

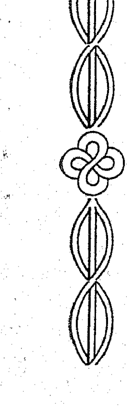
in Betracht. Von Amerika wurden die Baumwollpreise diktiert, mochten sich die Konjunkturen unserer Märkte, die Produktionskosten u. s. w. gestalten, wie sie wollten. Doch, wie gesagt, mit dem Besitz eigener Plantagen, kam die Baumwollindustrie Rußlands bald in eine andere Lage, und würden nicht die unglückseligen Kriegsjahre und die langen inneren Unruhen hereingebrochen sein, würden wir vielleicht der amerikanischen Baumwolle nur noch in ganz geringem Maße bedürfen, auf jeden Fall aber nur in solchen Mengen, die keinen Terror, keine Ausbeutung eines Monopols zulassen. Daß es jedoch so weit kam, ist in nicht unwesentlicher Weise der Stadt Lodz und ihren Industriellen zuzuschreiben. Dieselben beteiligten sich an der Förderung der Baumwollenkultur in Rußland sehr und legten sogar selbst Plantagen an, um sich das notwendige Rohprodukt zu sichern, für das Reich und seine Bevölkerung aber eine Einnahmequelle von immenser Bedeutung zu schaffen, indem man den Pfad wies, der Erde neue Schätze abzuringen. Leider ist der Nutzen, den die Lodzer Fabrikanten aus all ihren Bemühungen ziehen, verhältnismäßig gering; nur zum Teil kommt ihnen zu Gute, was zweifellos zumeist ihrer Initiative, ihrer Einsicht und Geschäftstüchtigkeit zu verdanken ist. In erster Linie kann dies von der kaukasischen Baumwolle gesagt werden, die in Eriwan auf den Markt gelangt. Alljährlich trifft von dort aus in Lodz etwa für $1^1/_2$ bis zwei Millionen Baumwolle ein. Doch der Handel geht durch die Vermittelung tausender russischer, griechischer, persischer, türkischer und anderer Aufkäufer vor sich, die alle eine offene Hand besitzen und mit Vorliebe die reineren und besseren Gattungen nach Moskau, nach Lodz aber sogenannte Mischung dirigieren. In Eriwan weilen beständig 100 bis 150 Repräsentanten Lodzer Fabrikanten, Kommissionäre, Händler und Agenten, die sich nicht mit ihrer Provision begnügen, sondern jene „offenen Hände“ inspirieren, wie man mischen muß, um durch diese Manipulation eine unbezeichenbare Gattung zu erlangen, die man so „zufällig“, zu einem „Ausnahmspreise“, kaufen konnte und nun verkaufen kann — mit einem fetten Gewinn für die „Geschäftemacher und Manipulanten.“

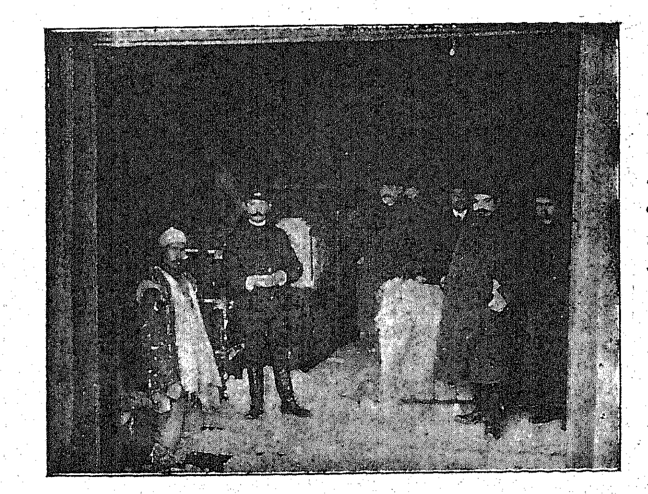
Das Beladen der Kamele mit Baumwolle in Eriwan, zwecks Beförderung derselben zur Bahn.

Das Ganze wird dadurch erleichtert, daß die Baumwolle nach Lodz in Ballen, bereits gepreßt und verpackt, und deshalb ununtersucht und unkontrollierbar, zum Versandt gelangt. Um nun in diesem Mißstand einen Wandel zum Besseren herbeizuführen, wurden vor etwa Jahresfrist die ersten Schritte unternommen. Doch es war dies nicht so leicht, — der Kampf mit den „offenen Händen“ und den „Geschäftemachern“ ist auf der ganzen Welt gleich schwer. Schließlich aber fand Herr Ludwig Glück, ein Lodzer, den Mut, sich in Eriwan niederzulassen und jenen Elementen den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Als Spezialist auf dem Gebiete der Textil-Industrie bekannt, dabei ein Feind aller unsauberen Manipulationen, ist er bemüht, der Lodzer Industrie die besseren Baumwollgattungen zu sichern und eine radikale Reform im gesamten dortigen Handel herbeizuführen. Er studierte die örtlichen Verhältnisse eingehend und kauft heute nur laut Besichtigung. Persönlich prüft er den Inhalt eines jeden Sackes, mißt er die Faserlänge, wiegt, rechnet er,







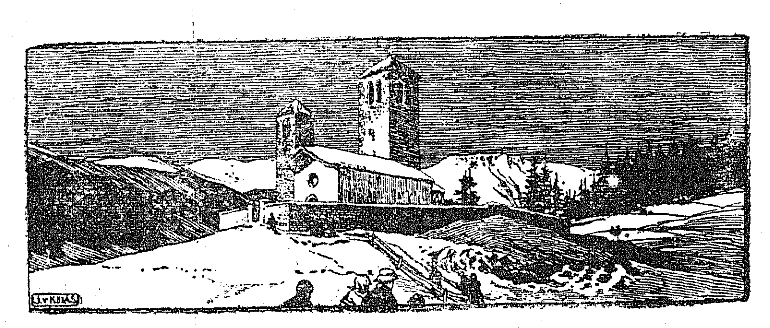


Das Abwiegen der Baumwolle.

Das Pressen der Baumwolle.

und persönlich wohnt er auch dem Verpacken, dem Sortieren und der Expedition nach der Eisenbahn bei. Ein Mischen, d. h. das sogenannte Manipulieren, wird nicht zugelassen, von dem Prinzip ausgehend, daß dies lediglich in Lodz und in den Spinnereien zu erfolgen habe. Das Schwierige aber in der ganzen Sache lag darin, daß die „offenen Hände“ sich gar oft zu Fäusten ballten und, daß Herr G. schon sehr häufig gezwungen war, seine Geschäftsprinzipien auf diesem nicht immer mit einem Siege endenden und häufig äußerst schmerzhaften Demonstrationsmittel zu verfechten. Dessen ungeachtet aber arbeitet er emsig weiter, nur von Zeit zu Zeit — leider bisher vergeblich — an die Lodzer Industriellen appellierend, wegen Einführung der Arbitrage mit Hülfe der Reichsbank, der Kontrolle, der Normierung des Kredits bei der Erteilung von Vorschüssen auf die Frachten u. s. w. Gegenwärtig ist der Bedarf an Baumwolle, infolge des Lock-outs, ja gleich Null, aber in Zukunft dürften diese Bestrebungen der Lodzer Baumwollen-Industrie entschieden großen Nutzen bringen.

Beistehend bringen wir auf Seite 85 ein paar Abbildungen, die Herrn Ludwig Glück in seinen Geschäftsräumen und in voller Tätigkeit zeigen.





Zu unseren Bildern.

General Lenewitsch ist zum Statthalter von Ostsibirien ernannt worden. (Porträt s. Titelblatt.) Der General ist im Jahre 1838 geboren, trat im Jahre 1855 in den Militärdienst und nahm zunächst an den Feldzügen 1859, 1860—1865 und 1877 bis 1878 teil. Als Oberst befehligte er das Schirwansche Regiment, als Generalmajor in den Jahren 1885 bis 1895 die zweite Transkaspi-Schützenbrigade und erhielt dann das Kommando über die Truppen des Südussurigebietes. Als Kommandierender dieser Truppen reorganisierte General Lenewitsch die sibirischen Schützenregimenter. Im Jahre 1890 zog er an der Spitze der Petschili nach Peking zur Befreiung der belagerten Gesandtschaften. Im Jahre 1903 wurde er Kommandeur der Truppen des Amurgebietes. Die Rolle, die General Lenewitsch im russisch-japanischen Krieg spielte, ist bekannt. General Lenewitsch ist wiederholt schwer verwundet worden. Im russisch-türkischen Kriege während des Sturmes auf die Zichis-Dsiaeker Höhen wurde er an der linken Hand und am linken Fuß verwundet und an der linken Brustseite kontusioniert. Man hatte schon die Amputation des Fußes beschlossen, doch wurde ihre Ausführung ausgesetzt, und die Wunde heilte bald. Seitdem hinkt General Lenewitsch leicht und kann nicht ohne Stock gehen. Der General hat zahlreiche Auszeichnungen für Tapferkeit vor dem Feinde erhalten, u. a. auch das Großkreuz und einen goldenen Ehrensäbel.

Zum Tode von Aloys Prasch. (S. 82.) Nach langem schweren Leiden ist der aus seiner Tätigkeit als Berliner Theater-Direktor wohlbekante Intendant Aloys Prasch im Prager Krankenhause gestorben. Er hat ein Alter von 48 Jahren erreicht und hat in seiner Tätigkeit auf der Bühne nach allerdings glänzenden Erfolgen auch schwere Schicksalsschläge kennen gelernt. Ursprünglich für den juristischen Beruf in Aussicht genommen, erreichte er es in schweren Kämpfen mit seiner Familie, daß man ihn Schauspieler werden ließ, und er erzielte bereits in seiner ersten Stellung bei den Meiningern große Erfolge trotz seiner neunzehn Jahre. Von hier kam er an das Karlsruher Hoftheater, wo er zehn Jahre hindurch als Faust, Egmont, und Mortimer geradezu sensationelle Erfolge hatte. 1889 wurde er Direktor des Straßburger Stadttheaters, aber seine Tätigkeit in Baden hat ihn doch so in seine Fesseln geschlagen, daß er gern einem Rufe des Großherzogs folgte als Intendant an dem Nationaltheater in Mannheim. So sehr er nun auch mit allen Fasern seines Innern an Baden hing, so konnte er doch der Lockung nicht widerstehen, die sich ihm 1895 auftat, wo er Nachfolger Ludwig Barnays am Berliner Theater in Berlin werden sollte. Hier hatte er zunächst ziemlich bedeutende Erfolge und vermochte sich auch lange Zeit im Vordergrunde der Berliner Bühnen zu halten. Jetzt aber trat in seine Tätigkeit eine furchtbare Wendung zum schlechteren ein, als er sich verleiten ließ, die Leitung des Theaters des Westens zu übernehmen, das schon seit längerer Zeit nur noch vegetierte und eine reiche Fülle von Direktionen aber keine einzige glückliche gesehen hatte. Aloys Prasch ging mit dem Optimismus eines vorsichtigen Geschäftsmannes an das neue Unternehmen heran, aber die Mittel reichten nicht aus und nach langem hin und her sah auch er sich genötigt, wieder zurückzutreten. Nicht nur in seinen künstlerischen Prinzipien gebrochen, sondern auch vor allen Dingen geschäftlich ruiniert. Er mußte sich damit begnügen, wenigstens seine Ehre unangetastet aus dem Untergange zu retten. Dieser schwere Schlag ist wohl die Hauptursache seines Leidens gewesen, dem er jetzt erlegen ist.

Die Goldproduktion der letzten beiden Jahre. Unsere heutige Statistik Seite 82 zeigt unseren Lesern, daß entsprechend dem Mehrverbrauch auch die Produktion an Gold ständig steigt, Natürlich kann man nicht von vornherein sagen, die und die Grube muß in diesem Jahre so und so viel mehr Gold bringen, aber während in einem Jahre hier eine größere Ausbeute geliefert wird, wird sie im nächsten Jahre einer andern Grube in den Schoß fallen. So hat sich die Golderzeugung im Jahre 1906 gegenüber dem Vorjahre um 102,241,320 M. gesteigert. In Australien hat sie um etwa $10^1/_2$ Millionen abgenommen, in Indien um 5 Millionen, in Kanada um 10 Millionen und in Rußland um 3 Millionen. In allen anderen Ländern dagegen ist die Ausbeute wesentlich gestiegen. Den Vogel schießt hier Transvaal ab, wo $73^1/_2$ Millionen Mark mehr gefördert worden sind. An zweiter Stelle folgen die Vereinigten Staaten von Amerika mit rund 36 Millionen und Rodesien mitdrund 12 Millionen. Das größte Goldland überhaupt ist Transvaal, denn dort sind insgesamt 478 Millionen Mark Gold gefördert worden, das ist fast der dritte Teil der gesamten Goldproduktion der Welt. Die Vereinigten Staaten haben es auf $388^1/_2$ Millionen gebracht, Australien auf $331^1/_2$ Millionen. Diese drei Länder zusammen stellen also schon gut dreiviertel der Produktion der ganzen Welt. Interessant ist es und das wäre vielleicht weniger bekannt, daß auch Rußland mit zu den Gold produzierenden Ländern gehört. Es kommt bereits an vierter Stelle und wäre, wenn nicht die Wirren der Revolution dazu gekommen wären, in diesem Jahre zweifellos noch weit höher gekommen. Auch Deutschland ist an dieser Produktion beteiligt, allerdings nur in ganz bescheidenem Maßstabe, und zwar kommen, da es sich hier lediglich um die Goldproduktion aus inländischen Erzen handeln kann, jährlich nur rund 100 Kilogramm in Frage, was einem Satz von etwa 100,000 Mark entspricht. Oesterreich-Ungarn steht in seiner Produktion etwas höher, sie beläuft sich auf etwa 3200 Kilogramm im Jahre mit einem Werte von rund 9,000,000 Mark.

Der Prager Hradschin. Die bevorstehende Reise des Kaisers Franz Josef nach Prag soll Klärung in die Frage bringen, ob der Hradschin als Eigentum der Krone oder des Landes Böhmen zu erachten ist. Der Hradschin bildet einen Stadtteil der Stadt Prag und zwar den einzigen, in welchem, da er als Kronland erachtet wurde, die deutschen Straßennamen erhalten geblieben sind. Sonst haben bekanntlich überall in Prag die deutschen Straßenschilder tschechischen weichen müssen. Deutsche sowohl wie Tschechen erwarten daher von der Reise des Kaisers sehr viel. Der Hradschin ist ein im Nordwesten der Stadt gelegener Bergrücken, der größtenteils mit staatlichen Gebäuden besetzt ist, aber auch Wohnhäusern Aufnahme gewährt. Den nordöstlichen Teil des Hradschin nehmen die Hofburg, der St. Veitsdom und andere kirchliche Bauten

ein, die Mitte der erzbischöfliche Palast und Militärspitäler, den südwestlichen Kasernenbauten. Wann die Burg auf dem Hradschin, der Wohnsitz der Nachfolger der sagenhaften Libussa, gegründet worden ist, entzieht sich der Feststellung. Jedenfalls war der Königssitz bereits im zwölften Jahrhundert vorhanden. Seine eigentliche Größenausdehnung aber erhielt der Hradschin erst unter Kaiser Karl IV., der auch zu dem St. Veitsdom den Grund legte und die steinerne Moldaubrücke schuf. Da dieser Kaiser Prag zu seiner Residenz machte, so dankt ihm die Stadt eigentlich ihre spätere Blüte, vor allem aber ihre Universität. Die inneren Kämpfe zwischen der ständig wachsenden deutschen und der tschechisch-hussitischen Bevölkerung, die noch heute zu so bedauerlichen Ausschreitungen führen, tobten schon damals, konnten aber trotz der vielen Schicksalsschläge, unter denen die Stadt zu leiden hatte, das stetige Wiederaufblühen der Stadt nicht verhindern. Die jetzige Gestaltung hat der Hradschin unter Maria Theresia erhalten. Seitdem ist er nur noch Restaurierungsarbeiten, nicht aber grundlegenden Umbauten unterzogen worden. Wir bringen unseren geehrten Lesern Seite 83 eine Abbildung des Hradschin.

Die Opfer des Meeres in den letzten beiden Jahren. (S. 83.) Wie selten zuvor ist die ganze Welt durch die beiden schrecklichen Schiffsunglücksfälle „Berlin" und „Imperatrix" aufgerüttelt und darauf hingewiesen worden, ein wie trügerisches Element das Meer doch schließlich ist. Die Berichte der Schiffsgesellschaften lassen auch bereits erkennen, daß die ängstlichen Gemüter vor der Seefahrt zurückschrecken und speziell zwischen England und Holland ist die Zahl der Passagiere rapide gesunken. Man soll nun aber auch nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und so tun, als ginge es auch ohne die Schiffe. Wenn man bedenkt, welche kolossale Mengen von Schiffen Jahr für Jahr die Wasser kreuzen, wenn man sieht, wie in allen Ländern der Schiffbau die größten Fortschritte macht, und wie viele ungezählte Tausende von Schiffen die Ströme und Meere füllen und wenn man dagegen die Zahlen unserer Statistik hält, die Aufschluß über die Schiffverluste der letzten beiden Jahre giebt, dann wird man zu dem Schluß kommen, daß, im Grunde genommen, eine Seefahrt nicht gefährlicher ist, als eine Eisenbahnfahrt oder wie der tägliche Spaziergang durch die Straßen einer Großstadt. Setzt man die Zahl der überhaupt vorhandenen Fahrzeuge aller Nationen von über 100 Tonnen Inhalt auf etwa 40,000 an, so betrug demgegenüber die Gesamtzahl der untergegangenen Schiffe 1905, 693 Schiffe, der beschädigten Schiffe 98. Davon waren 288 gesunkene Dampfer gegen 505 Segelschiffe und bei den havarierten Schiffen 30 Dampfer gegen 68 Segler. Im Jahre 1906 betrug die Zahl der gesunkenen Schiffe 817, nämlich 267 Dampfer und 550 Segelschiffe, die der havarierten Schiffe 119, davon 27 Dampfer und 92 Segler. Wie man sieht, stellt sich die Zahl der Dampfer zu den Seglern auf unter oder wenig über 50%. Da die größte Zahl der Reisenden stets den Dampfer benutzen wird, so stellt sich also der Prozentsatz der Unfälle noch günstiger. Auf die vorhandenen rund 20,000 Dampfer kommen also nach dem Durchschnitt der beiden Jahre nur 555 Schiffskatastrophen, also von 36 Dampfern könnte allenfalls einem ein Unfall zustoßen.

Die Reichsduma tagt nun zum zweiten Male in der Metropole am Newastrande. Am verflossenen Dienstag, den 5. März wurde sie im Taurischen Palais eröffnet. Wir bieten aus diesem Anlaß unseren Lesern ein Bild des Dumagebäudes. Gleichzeitig geben wir einer Reproduktion des preisgekrönten Entwurfs zum Gebäude einer Duma Raum, die zur Ausführung empfohlen wurde.

Schach.

(Redigiert vom Lodzer Schachklub, **Petrikauerstr. 111.**)

Am 14 (27.) Februar begann ein großer Schachwettkampf zwischen den beiden hiesigen rühmlichst bekannten Schach-Meistern Herren H. Salve und A. Rubinstein. Der Einsatz von Rubel 500, welcher von dem Lodzer Schachklub als Preis ausgesetzt ist, wird unter den Spielern je nach der Zahl der Gewinn- und Verlust-Partien mit 60% bei Gewinn und 40% bei Verlust verteilt. Gespielt werden im ganzen 25 Partien.

Spieltage jeden Donnerstag Nachmittag um 5 Uhr. Gäste willkommen.

Außer dem vom Schachklub ausgesetzten Preise, fällt dem Gewinner noch ein weiterer, durch Herrn Ch. Janowski ausgesetzter kleiner Preis von Rbl. 25 zu. — Nachstehend die erste Partie des Schachwettkampfes mit Anmerkungen von Herrn A. Rubinstein, welche nach hartem Kampfe romis — gegeben wurde.

	Weiß. H. Salve.	Schwarz. A. Rubinstein.
1.	e2—e4	e7—e5
2.	Sg1—f3	Sb8 -c6
3.	Lf1—c4	Lf8—c5
4	Sb1—c3	Sg8—f6
5.	d2—d3	d7—d6
6.	Lc1—e3	Lc5—b6
7.	0—0	Lc8—g4
8.	Sc3 - d5	Sf6 : d5
9.	Lc4 : d5	0—0
10.	h2—h3	Lg4 h5
11.	g2—g4	Lh5 · g6
12.	Kg1—g2	Kg8—h8
13.	c2—c3	Dd8—e7
14.	Ld5 : c6	b7 : c6
15.	Le3 : b6	a7 : b6
16.	Dd1—e2	Tf8 - e8
17.	Sf3—e1	d6—d5
18.	f2—f3	f7—f6
19.	Tf1—d1	Lg6—f7
20.	a2—a3	Te8—d8
21.	Sd2—f1	d5 : e4
22.	f3 : e4	c6—c5

22. . . . Weiß muß sich den schwachen d3 Bauer gefallen lassen, denn auf 22. . . . d3 : c4 würde Schwarz durch f7—b3 die offne D-Linie behalten.

23.	c3—c4	Td8—d7
24.	Sf1—e3	c7—c6
25.	Ta1—c1	g7—g6

25. . . . Dieser Zug bezweckt den Durchbruch f6—f5, geschieht aber zu früh, wodurch dem Gegner eine Angriffschance auf der F-Linie geboten wird. Zunächst sollte Schwarz durch Trippelierung der beiden Türme und der Dame auf der D-Linie, die feindlichen Figuren an den schwachen d3 Bauer festzuhalten sehen. — Das Eingreifen des weißen Springers auf f5 war nicht zu befürchten, da er im nächsten Zug durch f7—e6 abgetauscht werden kann, was für Weiß keineswegs vorteilhaft wäre.

26.	De2—c2	Td7—d4
27.	Dc2--f2	Ta8—d8
28.	Tc1—c3	Lf7—e6
29	Df2—f3	b6—b5
30.	Se3—c2	Td4—d6
31.	Td1—f1	Kh8—g7
32.	Sc2—e1	b5—b4
33.	Tc3—c2	Td8—a8
34.	Tc2—f2	Le6—g8
35.	Df3—e3	b4 : a3
36.	b2 : a3	Ta8—a5
37.	Tf2—f3	h7—h6

37. . . . Verschafft dem Läufer ein neues Ausgangsfeld und verhindert zugleich g4—g5.

38.	De3—f2	Td6—e6
39.	Df2—b2	Ta5 a8
40.	Se1—c2	Ta8—f8
41.	Db2—b6	De7—d6
42.	Tf1—b1	Te6—e7
43.	a3 a4	f6—f5
44.	g4 : f5	g6 : f5
45.	Sc2—e3	Lg8—h7
46	Kg3—h2	Kg7—h8
47.	Se3 : f5	Lh7 : f5
48.	Tf3 : f5	Tf8—g8

48. . . . Hier konnte Schwarz mit f8 : f5 Remis-Stellung herbeiführen — glaubt aber in der G-Linie Gewinn-Chancen zu haben.

49.	Tf5—f3	Te7—g7
50.	Db6—b2	Tg7--g6
51.	a4—a5	Dd6—c7
52.	Db2—f2	Tg6—g2 +

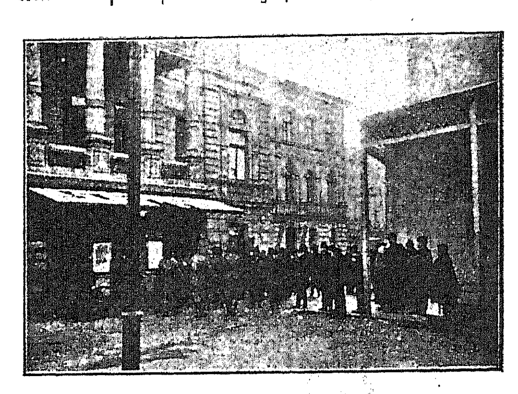
52. . . . erzwungen! es droht c7—g6 dann g6—g3.

53.	Df2 : g2	Tg8 : g2
54.	Kh2 : g2	Dc7 : d5
55.	Tb1—b7	Kh8—g8
56.	Tb7—b7	d5—d2 +
57.	Tf3—f2	Dd2—g5
58.	Kg2 h2	Dg5—e3
59.	Tf2—f5	h6—h5
60.	Tf5=f7	De3—d2 +
61.	Kh2—g3	Dd2—e1 +
62.	Kg3—g2	h5—h4
63.	Kg2—f3	De1—g3 +

Remis durch ewigen Schach.

Aus der Zeit des Lock-outs in Lodz.

Am Dienstag, den 5. März fand im Großen Theater in Lodz ein Meeting der Arbeiter der Poznanskischen Fabrik statt, um auf demselben abzustimmen, wie viel Arbeiter für die Aufnahme der Arbeit seien. Das Resultat war ein überraschendes, denn für die sofortige Wiederaufnahme der Arbeit stimmten 3682 Arbeiter, während 1160 dagegen waren. Eine bedeutende Minderheit war also gegen die Aufnahme der Arbeit, man hätte also annehmen müssen, daß nunmehr die Arbeiten in allen vom Lock-outs betroffenen Fabriken wieder beginnen und ein normales Leben in unserer Industriestadt einkehren wird. Inzwischen geschah aber wieder etwas ganz unerwartetes, denn die Metallarbeiter erklärten, die Arbeit in den betreffenden Fabriken nicht aufzunehmen, dadurch ist die Entscheidung der Frage über die Wiederaufnahme der Arbeit in den vom Lock-outs betroffenen Fabriken wieder in unabsehbare Ferne gerückt.



Arbeiter der Poznanskischen Fabrik begeben sich zum Meeting nach dem Großen Theater.



Die Auflösung des Rätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

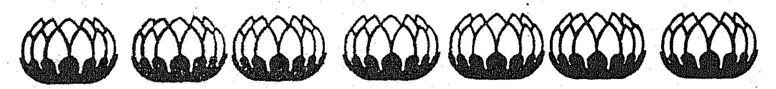
Derwisch. Der Wisch.

Richtig gelöst von: Paul Brückert, Ernestine Olscher, Alex Hoeflich, sämmtlich in Lodz, Reinhold Michael in Baluty.

Die Auflösung der Gleichung in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Karpathen. Pathen. Welle. Elle. Kochem. Keim. Ei. Karwoche.

Richtig gelöst von: Paul Brückert, Ernestine Olscher, Alex. Hoeflich.



Rätsel.

„Ach, Mütterchen, erlaub's!" bat lieb Luise,
„Es ist so schön und ist auch nicht so weit;
Sieh, Nachbars Franz, er meinte, jetzo wär' es
Gerad' die schönste, auserlesne Zeit
Zum ersten Silbenpaar, klein geschrieben,
Und, groß geschrieben, hätt' er's just parat;
Und dann die letzte Silbe, klein geschrieben,
Wollt' er befolgen jeden guten Rat."
Das Mütterchen ließ endlich sich erbitten,
Ihr war der Franz der letzten Silbe gleich;
Und so geschah's, daß „er und sie" sich fanden,
Zwei warme Herzen, bald in kaltem Reich.
Und als sie heimwärts kehrten — ach wie schnelle
Flog doch der schönen Stunde Glück vorbei —
Da nahm der Franz, es ist nun mal der Brauch so,
Zuletzt noch heimlich sich sein 1, 2, 3.

Worträtsel.

So, wie ich bin mit Fuß und Haupt,
Weißt du mich elbwärts fließen,
Doch wird mir Haupt und Fuß geraubt,
Tön' ich wie frommes Grüßen.

Viersilbig.

Die ersten beiden Silben, sie haben manchen Freund
Und haben manche Freundin, herzinniglich geliebt.
Die ersten beiden Silben, manch bittern Feind hab'n sie,
Und haben manche Feindin — bei aller Sympatie.
Die letzten beiden Silben, die hat wohl keiner gern,
Es leuchtet ja ob ihnen ein gar zu trüber Stern.
Und gar die 1, 2, 3, 4 — o Stunden voll Verdruß;
Es spricht die Mathematik: die Lehre ist's vom +!

✻✻ Buntes Allerlei. 

Das liebe Weibchen.

„Du siehst, mein liebes Weibchen, daß es mir infolge meiner medizinischen Tüchtigkeit — doch gelungen ist, meinen Patienten am Leben zu erhalten, obgleich es ein sehr kritischer Fall war."

Das liebe Weibchen: „Ja, das hast Du, liebster Mann; — kein Wunder! Du bist ja auch zweifelsohne einer der hervorragendsten Aerzte unserer Stadt. Wie schade, daß ich Dich nicht fünf Jahre früher gekannt habe, ich bin fest überzeugt, mein erster Mann — mein armer Thomas — würde noch heute am Leben sein."

Das Münchener Kind'l.

Ein kleiner Junge hat sich während der Bockbierzeit verlaufen und wird von einer mitleidigen alten Frau aufs Polizeibureau gebracht, da er nichts als seinen Vornamen nennen kann. Alle Fragen sind erfolglos, bis der Beamte plötzlich fragt: „Seppel, wo holst denn für dein Vatern das Bier?" „Beim Schimmelwirt in der Dachauerstraß'!" war die Antwort. Sprachs und ward auch richtig dort erkannt und nach Haus abgeliefert!"

Der reichste Mann in Lodz.



Baron zu einer reichen Witwe: „Gnädige Frau gelten als eine der reichsten Partien in unserer Stadt . . ."

„. . . Allerdings, Herr Baron, ich kenne aber Jemanden, der noch reicher, viel reicher ist als ich . . ."

„Unmöglich, meine Gnädige! . . ."

„Und doch ist es so — Fritz Redwitz vom Thalia Theater ist reicher, denn der heiratet bereits zum 45. Male die lustige Witwe und bekommt jedes Mal 20 Millionen mit. — Ah—ha ha! —"

Herausgeber und Redacteur A. DREWING. — Druckerei der „Neuen Lodzer Zeitung."